
BUHR B
a39015 00026215 7b



Sieben-Tage-Buch

Kappregierung und Generalstreik

von „A"

Verlag der Täglichen Rundschau
Berlin

5

Stein, Adolf

Sieben-Tage-Buch

Kappregierung und Generalstreik

12.—18. März 1920

Von

„A“

1.—10. Tausend

Verlag der Täglichen Rundschau, Berlin

1920

Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68.

1.

Freitag, den 12. März.

Also die Leitung der Täglichen Rundschau ist ganz damit einverstanden, daß wir unseren Lesern eine Liebesgabenbüchse hinstellen: Erzberger-Prozeßkosten!

Es geht wohl in die Hunderttausende, was Helfferich, der Erleger Erzbergers, für seine Pürsch zu bezahlen hat. Da wollen wir, die durch seine Mannhaftigkeit Erlösten, ihm nun beispringen. Will er es alleine tragen, nun gut, so mag er das Geld zu Zwecken der Volksaufklärung benutzen, um jedermann die Wahrheit über unsere Schieberrepublik nahezubringen.

Fein, sehr fein. Sophie telephoniert mir schon, daß der Fabrikdirektor in ihrem Hause in der ersten Freude über das reinigende Moabiter Gewitter zweihundert Mark für diesen Zweck stifte. „Herr, dieser Tage Qual war groß!" Sieben Wochen hat der A.-Mitarbeiter in der muffigen Gerichtsluft gesessen. Jetzt kommt die Probe aufs Exempel: ob er es den Lesern genügend klargemacht hat, um wie gewaltige Dinge es da gegangen ist. An der Moabiter Ausbeute kann eines Volkes Schicksal hängen. Hoffentlich folgen den zweihundert Mark noch viele kleinere und größere Beträge. Das düngt die Arbeit für viele Monate.

Bis zu den Wahlen.

Der Münsterländer Zentrumskollege, der Netteste seiner ganzen Zunft, meint zwar, ich täuschte mich, wenn ich auf eine politische Umgruppierung der Nation zählte; die jetzige Mehrheit werde aus den Wahlen verstärkt hervor-

gehen. Abwarten. Das gesamte gebildete Deutschland ist in innerem Aufruhr, die Glocken der versunkenen Vineta klingen wundersam herauf; und letzten Endes haben nie die Massen den Gang eines Volkes endgültig bestimmt, sondern nur immer die Folgerung daraus gezogen, was die Bildung ihnen übermittelte. Ein materialistisches Zeitalter, in dem jede Ehrfurcht vor Größe abhanden kam, mußte mit der Revolte enden. Wer es verstand, „sich gesund zu machen", der galt als Mann; die wirklich Großen im Volke aber wurden zuerst an jedem Stammtisch bekrittelt und dann von jedem Lausbub beschimpft.

> „Was ich mir gefallen lasse?
> Zuschlagen muß die Masse,
> Dann ist sie respektabel;
> Urteilen gelingt ihr miserabel!"

sagt Goethe. Das sehen wir im Kriege und im Frieden. Wer eine Wandlung unserer Zustände haben will, der muß zuerst das gebildete Deutschland gewinnen. Es hat sich, noch im Wilson-Rausche, im Jahre 1919 an der Wahlurne von der Demokratie überrumpeln lassen. Nun erwacht es. Und die sieben Wochen Moabit haben die letzten Schläfer ernüchtert.

Nun noch einige Monate zäher Arbeit, dann ist der Heilungsprozeß unaufhaltsam.

— — — — — — — — — — — — — —

In der Schriftleitung fragt man mich, ob ich schon wüßte, daß die Herren von der Nationalen Vereinigung verhaftet seien.

Nationale Vereinigung? Was ist das?

Nun, das seien die Leute von der Couleur Schnitzler, die schon seit Monaten die Gegenrevolution fertig in der Westentasche trügen.

Ach so. Ja, richtig. Dummes Zeug. Schnitzler, der große Hauptakteur, hat eine scharfe, aber sehr geschickte Broschüre, „Einst und Jetzt“, gegen die heutige Regierung geschrieben. Im übrigen sagen mir Leute, die ihn kennen, daß er schon seit Monaten „einfach“ nach vorhandenen weltgeschichtlichen Mustern, nach dem von Napoleon III. gegebenen Beispiel die deutsche Republik umformen will. Unser Kronprinz wird durch Volksabstimmung erblicher Präsident, fertig. Einzelne Offiziere, die unserem Volke gern helfen möchten und sich sagen lassen, die Weltgeschichte sei nur durch Namen und Jahreszahlen verschieden, finden den Plan des betriebsamen Journalisten und Staatsstreichlers „genial“ und wollen mitmachen. Mehr weiß ich nicht.

Oberst Bauer und die anderen von diesem Konventikel scheinen aber keine Politiker zu sein; angesagte Revolutionen und Gegenrevolutionen gelingen nie. So etwas entlädt sich wie ein Gewitter, wenn die Atmosphäre wirklich elektrisch überladen ist. So etwas „macht“ man nicht. Wären die Leute von der Nationalen Vereinigung nicht anständige und naive Menschen, so würde ich sagen, es sind — Lockspitzel. Meinen Söhnen habe ich immer gepredigt: haltet Euch von den Wortemachern fern, die für Putsche werben; schweigt in sämtlichen Sprachen der Welt, wenn sie sich mit Euch anbiedern wollen; nur ein Umschwung in der Gesinnung des Volkes kann den Umschwung im Staate bringen.

Am Abend zu Hause. Die letzten Wolff-Telegramme: „Eine monarchistische Militärverschwörung in Döberitz.“

Der Hans! Herrgott, der Hans wird doch nicht...

Mein Junge ist jetzt als Leutnant in Döberitz der Marinebrigade Ehrhardt zugeteilt. Vor ein paar Wochen lag er noch im Lazarett in Tempelhof, weil wieder ein Knochensplitter sich herausarbeitete. Von seiner zweiten schweren Verwundung im Felde her. Da hatten Kameraden

ihn besucht und von der Stimmung der Mannschaften erzählt, die ganz prachtvoll national sei. Sie trügen alle das Hakenkreuz auf der Brust, das alte indogermanische Heilszeichen. Heute ist es für viele Leute ein Symbol. Es bedeutet ihnen das Gelöbnis zur Deutschheit und gegen alles Rassefremde. Lachend erzählte mein Junge es mir wieder.

Ich aber werde ernst.

„Hör' mal, Hans, was ein alter Soldat dir sagt: Wenn ein Zivilist zum Deutschbund gehört, mag er das Hakenkreuz anlegen. Beim Kommiß ist das grober Unfug. Läßt man bei den einen das Hakenkreuz zu, so darf man den anderen die rote Nelke nicht verwehren. Da habt ihr auf einmal Parteiung. Politik gehört nicht ins Heer. Im Heer ist man vorschriftsmäßig angezogen, tut seinen Dienst und gehorcht den Vorgesetzten, das ist alles. Hast du mich verstanden?"

„Zu Befehl, Vater!"

Einige Tage später, aus dem Lazarett entlassen, wird er mit der Führung der Maschinengewehrkompagnie beauftragt. Er verbietet den Leuten das Tragen des Hakenkreuzes im Dienste. Und der Erfolg? Es geschieht etwas bei der sonstigen vorbildlichen Disziplin dieser Kompagnie Unerhörtes: nicht weniger als 60 Mann der Kompagnie bitten schriftlich das Bataillon — um einen anderen Kompagnieführer.

Das fällt mir vor dem Einschlafen an diesem Freitag, dem 12. März, wieder ein. Also so rabiat ist die nationale Stimmung in der Marinebrigade? Herrgott, der Hans wird doch nicht . . . .

2.

Sonnabend, den 13. März.

Das Telephon schrillt.

„Guten Morgen, Vater! Ich stehe auf dem Wilhelmsplatz!"

„Seid ihr verrückt? Also wirklich ein monarchistischer Putsch? Ihr macht ja alles Keimende kaputt!"

„Kein Gedanke, Vater. Wir sind verfassungstreu. Sogar Ebert bleibt noch Friedrich der Vorläufige."

„Das verstehe ich nicht!"

„Komm doch her."

— — — — — — — — — — — — — —

Auf der Straße haben merkwürdig viele Menschen frohe Gesichter. So frohe, wie man sie schon seit Jahren nicht mehr gesehen hat. Lauter Feiertagsgesichter. Vor dem Kohlenkeller drüben steht der rußige, alte Mann, der mürrische Peter, und strahlt. Nun wird alles wieder gut, sagt er; es sei auch die höchste Zeit, denn sonst stiege die Butter wohl noch gar auf hundert Mark das Pfund. Und der Kaufmann an der Ecke sagt: Gott sei Dank, die Schieberwirtschaft geht zu Ende! Und die Müllträger vor dem nächsten Hof schultern — ruck, zuck — ihre schwere Last so taktgemäß, als exerzierten sie bei der Rekrutenbesichtigung, als klinge in ihnen ein Militärmarsch. Und die alten blauen Schutzleute sind von einer bestrickenden Menschenfreundlichkeit, es fehlt nur noch, daß sie einem ein Kußhändchen zuwerfen.

Ich bin auf einmal in eine von einem bösen Zauber erlöste Welt geraten. Auf aller Mienen, der Hohen und Geringen, steht geschrieben: Der Dornröschenprinz ist da!

In der Leipziger Straße weht aus einem Fenster des Kriegsministeriums die deutsche Reichskriegsflagge, die wir

seit November 1918 nicht mehr sahen. Es ist ein stilles Jubeln und Blickewinken hinauf. Auf dem Wilhelmsplatz ist noch nichts abgesperrt. Eine Kapelle spielt „Deutschland, Deutschland über alles!“ Die Vorübergehenden bleiben stehen, viele, sehr viele nehmen die Hüte ab. Rundum Feldlager. Übernächtige Feldgraue, alle aber so tadellos militärisch angezogen, wie wir es seit der Luderzeit des November 1918 kaum mehr gesehen, pennen; andere stehen Posten oder schaffen an der dampfenden Feldküche; wieder andere haben Appell.

Da steht auch unser Junge. Nun höre ich still zu.

Der Marsch auf Berlin.

Es hat nichts Verschwörerartiges gegeben, keine feurige Ansprache am Tage zuvor, sondern den einfachen Befehl: die Brigade tritt um 10 Uhr 15 Minuten abends kriegsmäßig ausgerüstet an. Dann eingeschwenkt und abmarschiert. Um 1 Uhr nachts, schon diesseits der Havel, Halt. Korvettenkapitän Ehrhardt, der verwegene Führer der 9. Torpedobootsflottille in der Schlacht vor dem Skagerrak, für den seine Offiziere und Mannschaften durchs Feuer gehen, teilt ihnen jetzt kurz den Zweck des Nachtmarsches mit. Er gelte der Wiederherstellung der Verfassung in Berlin, die durch Verweigerung der Wahl eines gesetzmäßigen Reichstages gebrochen sei, und der Einsetzung wirklicher Fachminister an Stelle von Schiebern und Unfähigen. Gegen ein Verbleiben Eberts im Amte bis zu den Neuwahlen habe man nichts. Diese Forderungen sind als Ultimatum des Wehrkreiskommandeurs Generals v. Lüttwitz, auf dessen Befehl man handele, an die Reichsregierung geschickt worden. Sonst nichts. Von der Antwort hängt es ab, ob man einmarschiert oder nicht.

Wenn die Regierung klug ist und auf Volkesstimme hört, ruft sie aber selber die Brigade, denn sie wird bald

jeden einzelnen Soldaten nötig haben: der bolschewistische Umsturz, der im Januar und März 1919 sich aufbäumte, dann wieder am 13. Januar 1920 sein Heil versuchte, will jetzt am 16. März das Äußerste wagen, um die rote Rätediktatur in Deutschland zu errichten.

Gleichzeitig erhebt das blutrote Tier im Osten sein Haupt. Man hat bestimmte Nachrichten, daß die Russen im Frühling Polen überrennen und dann sich über unser Vaterland ergießen wollen. Ihre „geistigen" Pioniere sind mit Koffern voll Geld und Agitationsschriften schon vorausgeeilt, sitzen in allen deutschen Großstädten und Industriezentren, bis nach Rheinland-Westfalen hin, und predigen die Ausrottung des Bürgertums und der Intelligenz. Es sind auch einfache Fabrikarbeiter unter diesen Pionieren; die meisten von ihnen sind aber wohl kleine fanatische Händler und Schieber und Gauner, die an jedem Umsturz verdienen, Leute, die vielleicht erst vor kurzem die jüdischen Gebetslocken sich abgeschnitten haben, um europäischer auszusehen. Das alles ist Ehrhardt mitgeteilt worden. Nun könne er das Vaterland militärisch retten; politisch sei alles fertig und bis ins einzelne geregelt, so daß nach dem Einmarsch die neue Maschinerie sofort funktioniere.

Nicht eine Stimme in der Brigade erhebt sich gegen die Mission. Nicht ein Mann verdrückt sich, was im Dunkel der Nacht so leicht zu machen wäre. Jeder will dem deutschen Volke in ärgster Not nun helfen. Daß es nicht etwa gegen die Republik gehe, hat man gehört; man marschiert mit gutem Gewissen.

Ein Auto saust heran, stößt auf die grauen Kolonnen im Stahlhelm, macht kehrt und will auf und davon. Es wird überholt und gestellt. Der Insasse, irgendein galizischer Zivilstratege aus dem Reichswehrministerium, wird abgeschoben, nachdem er zungengeläufig und doch vergebens

versucht hat, sich mit Ehrhardt anzubiedern. So geht es auch anderen Autos. Verfroren und müde, aber mit hellen Vaterlandsliedern auf den Lippen, marschiert die Brigade gegen Morgen in Charlottenburg ein. Die ursprünglich gegen sie aufgebotenen Posten der Einwohnerwehr salutieren mit leuchtenden Gesichtern.

Alle Generale, die am Abend zuvor im Reichskabinett befragt worden sind, haben erklärt, man werde weder Reichswehr noch Sicherheitswehr dazu bringen können, auf Kameraden zu schießen. Als einziger hat General Reinhardt, der bisherige republikanische Kriegsminister in Preußen, der Landsmann Erzbergers, sich für den Kampf gegen die Brigade ausgesprochen.

Aber es geht nicht.

Diese Brigade, die das Publikum, das keine Ahnung hat, die „Baltikumer" nennt, während die noch vorhandenen Reste der „Baltikumer" tatsächlich in Stade sitzen, ist eine Elitetruppe. Gebildet wurde sie im Januar 1919, als Noske um Hilfe wider das Chaos rief, aus Freiwilligen der dahingegangenen Flotte. Lauter Leute, die die Kieler Novemberschmach sühnen und zeigen wollten, daß es auch noch andere „Matrosen" gebe als die vom Marstall in Berlin und von den Barrikaden der Spartakisten. In Berlin selbst und in anderen Aufstandsgebieten hat die Marinebrigade mit Todesverachtung für die Erhaltung der deutschen Republik gekämpft. Und jetzt wollte man sie auflösen. Am 10. März war ihr der Befehl zugegangen, sich zur Verladung nach Lockstedt bereitzuhalten, wo sie „ins Zivil" entlassen werden sollte. Es ist königlich, dankbar zu sein. Es ist republikanisch, seine Helfer fortzujagen. Diese besten Staatserhalter verstößt man zu den Spartakisten, wenn man sie entläßt, und das wollen sie nicht und darum marschieren sie nach Berlin.

Ein paar Offiziere sind vorausgeritten, haben frühmorgens auf dem Wilhelmsplatz Drahtverhaue, Kanonen, Reichswehrsoldaten getroffen.

„Räumt den Kram weg, geht nach Hause!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

Die Regierung hat kurz zuvor, um 5 Uhr morgens, Berlin in Autos verlassen. Erzberger, der als Minister seine Entlassung bereits bekommen hat, ist in das Kloster „Zum guten Hirten" hinter Tempelhof geflüchtet. Ohne Widerstand nimmt die Brigade Besitz von dem Regierungsviertel. Gegen 1/2 8 Uhr morgens defiliert sie auf dem Wilhelmsplatz vor ihrem Kommandeur. Die Beine fliegen im Parademarsch, wie noch nie. Die Brandenburger-Tor-Wache, die anderthalb Jahre verödet stand, wird wieder bezogen. Man sieht überall Abteilungen in altpreußischer Straffheit marschieren, man hört überall die alten Weisen erklingen. In Ermangelung anderer flattern kleine Bootsflaggen von den Fahnenmasten nunmehr aller amtlichen Gebäude. Die öffentliche Meinung, die jeder wirklich energischen Leitung folgt, richtet sich sichtlich darauf ein, daß die Mißregierung der letzten Monate nur ein Traum war.

Und alles schaut erwartungsvoll zum Reichskanzlerpalais hin.

Dort drinnen waltet Kapp, der Sohn des alten Achtundvierzigers und späteren demokratischen Abgeordneten Kapp; dieser Sohn aber ist aus der Richtung des Hauses geraten, ist einer der Radikalsten auf der Rechten. Er gilt in Ostpreußen als der Mann der eisernen Nerven, der gegen Bethmann Hollweg „gesiegt" habe, und ist jedenfalls ein Mann der eisernen Allüren.

Die Denkschrift vom 20. Mai 1916, die der Generallandschaftsdirektor Dr. Wolfgang Kapp verfaßt und damals in 300 Abschriften persönlich dem Kanzler, den Ministern,

den parlamentarischen Führern und sonstigen Hervorragenden zugeschickt hat, mit offenem Visier, unter voller Nennung des Urhebers und Absenders, zeugt von klarem Denken und politischem Instinkt. Da sie nach Bethmanns Sturz zum Preise von nur einer Mark im Druck erschienen ist — im Verlag des „Heimatboten" in Gera-Langenburg (Reuß) —, kann man sich aus ihr ein Bild des Mannes machen, der die Unklarheit unserer Kriegsziele, die Schwächlichkeit in der Verwendung der Tauchbootwaffe, die falsche Ernährungspolitik der Regierung bekämpfte und ein gesundes Programm für die Führung namentlich unserer inneren Geschäfte aufstellte. Seine Kassandrarufe sind verhallt, wir haben alles verloren und stecken in dem Sumpf, aus dem er uns nun in zwölfter Stunde doch noch herausholen will; und es ist durchaus begreiflich, daß vaterländisch denkende Nichtpolitiker ihm begeistert folgen.

Also alles schaut erwartungsvoll zum Reichskanzlerpalais hin.

Aber es erfolgt nichts.

Es werden zwar Erlasse und Proklamationen herausgegeben, die die Herren großenteils schon längst in der Westentasche hatten, aber sie gelangen nicht ins Volk. Ein Mensch, der da weiß, was öffentliche Meinung ist, ein beliebiger kleiner demokratischer Parteisekretär, wäre im jetzigen Augenblick zu gigantischer Größe emporgewachsen. Kapp und die Seinen aber haben keine Ahnung von dieser modernsten und furchtbarsten Waffe. „Um die Verhandlungen mit den Arbeitervertretern nicht zu stören" — einige Unabhängige rekognoszieren nämlich gerade bei Kapps Unterstab — wird das Erscheinen sämtlicher Zeitungen verboten, eine ungeheuerliche Torheit, ein Gaurisankar der Verblödung: wo man die Posaunen von Jericho nötig hätte, verklebt man sich selber den Mund.

Ich mag es kaum glauben. Das wäre ja das Ende. Dann bliebe nur noch blutige Gewalt, wozu sich kaum der dafür geeignete Galliffet fände, oder die Auflösung in Hanswurstelei. Der Wunsch des Militärs, dessen Führung General v. Lüttwitz nunmehr als von Kapp ernannter „Reichswehrminister" an Stelle des geflüchteten Noske amtlich übernommen hat, zielt auf verfassungsmäßige Arbeit, auf Stetigkeit und Ruhe nach Ausmerzung der Schönheitsfehler im Kabinett, auf gemeinsame Rüstung wider den Bolschewismus. Diesen Plänen ist das Genick umgedreht. Die Dummheit wird zum Verbrechen.

Da man sonst nichts erfährt, ist der Wilhelmsplatz das Stelldichein der Pressevertreter aller Parteien. Es gibt unter ihnen Erstaunte, Verstörte, Belustigte, Empörte. Man sieht sich die Leute, die in der Reichskanzlei aus- und eingehen, von der Straße aus an: nicht um die Welt möchte ich dabei sein. Leute aus der Mottenkiste, mit dem Naphthalingeruch irgendeiner „Idee", die sie mal in irgendeiner Broschüre verfochten haben und nun an den Mann bringen möchten. Leute mit unklarer Vergangenheit, aber eindeutigem Hunger für die Zukunft, die als „Gegenrevolutionsgewinnler" ein Amtchen suchen. Leute von dem Typus Ordonnanzoffizier, die ich schon im Felde immer „gefressen" hatte, weil sie, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, nur für die gute Verdauung des Chefs und die eigene Dekorierung besorgt waren. Leute von lohendem Idealismus in „Eisernen Blättern", voll innerlicher Zauberweisen, denen Tausende und aber Tausende deutscher Jünglinge so gern lauschen, aber von einer geradezu kindlichen Naivität in der Technik der öffentlichen Meinung. Leute auch vom alten System, wo es nicht gut war, wo es, ohne Besseres zu wissen, nur schnarrte, daß „die janze Richtung" ihm nicht passe. Leute schließlich von weltmännischer Art,

wie mein alter Freund vom Reichsmarineamt, die stets ganz Ohr sind und sich nie kompromittieren, von jeder Augenblicksgröße für einen treuen Helfer gehalten werden und dabei immer wieder rechtzeitig verschwunden sind. Aber diejenigen, die von dem neuesten Kurse etwas für sich selber zu ergattern suchen, tun geschwollen. Einen Gang haben sie, als wären sie schon Exzellenzen. Daß statt der Leute von links jetzt Leute von rechts „ran an die Futterkrippe" kommen: ist das des Pudels Kern?

Einfach ekelhaft.

Spät abends in der Schriftleitung erkläre ich, daß ich auch gegen diese Regierung in Opposition gehen müsse, wenn sie weiter nichts mache, als den parlamentarischen Schweinetrog seitwärts zu verschieben.

Die Leute auf der Straße und in den Bierstuben — wenigstens der Innenstadt — haben vergeblich auf irgendwelche Ereignisse gewartet. Die gehobene Stimmung wird kritisch. Einmütig ist man nur in dem Spott über die Ebert-Bauer-Noske-Regierung, die dem Kaiser sein „Türmen" nach Holland höhnisch vorwirft, obwohl man ihn doch damals unter der erlogenen Angabe, das ganze Heer sei wider ihn und sein Bleiben bedeute den Bürgerkrieg, dazu durch Groener hatte zwingen lassen; und die nun selber ausgerissen ist, obwohl nur eine einzige Brigade im Anmarsch war und sonst doch angeblich „das ganze Volk" hinter ihr stand. Einige hochgestellte Angestellte der Regierung sind freilich in Berlin geblieben, darunter der Pressechef der Reichskanzlei Ulrich Rauscher, von dem alle die schönen Reden wider die böse Rechte stammen, die im abgelaufenen Jahre Ebert oder Bauer verlesen haben.

Ulrich Rauscher, der begabte ehemalige Feuilletonist der „Frankfurter Zeitung" und spätere Pressedezernent beim

deutschen Generalgouvernement in Brüssel, ist in Schutzhaft genommen worden.

Ein Augenzeuge erzählt davon und nennt auch die übrigen Zeugen, die die Szene inzwischen bestätigt haben. Herrn Rauscher sind im Augenblick der Verhaftung sämtliche Himmel eingestürzt. Er bittet um schonende Behandlung:

„Sie kennen doch meine w a h r e Gesinnung! Ich habe doch früher schon Mitarbeiter der Deutschen Tageszeitung werden wollen!"

Merkwürdige Wahrheiten sprießen hervor.

Im November 1918 entdeckten viele Leute plötzlich, daß sie eigentlich stets Demokraten gewesen seien. Im März 1920 enthüllen sich bisher verborgene nationalradikale Gemüter.

Von Ulrich Rauscher, dem noch am selben Tage wieder Enthafteten, wird also die Presse der Rechten demnächst viel Liebes erwarten dürfen. Und der Mann hat Großes vor. Er ist der schärfste Wettbewerber um das Amt eines Reichsministers des Äußeren, wenn Müllers Unzulänglichkeit endlich einmal so oder so ein Ende findet.

3.

Sonntag, den 14. März.

Genau so willenlos, wie die Mehrheit des Volkes im November 1918 die Ausrufung der Republik über sich ergehen ließ, genau so willenlos haben die Berliner Republikaner gestern das Schwarz-Weiß-Rot hingenommen.

Diesen kurzen Moment der Lethargie auszunutzen, ist das Geheimnis des Erfolges bei allen Umwälzungen.

Gestern ist er verstrichen.

Heute tauchen schon die Straßenredner auf. Nicht die der großen Geste und hallenden Stimme, die Tausende aufputschen, daß sie ekstatisch werden. Man kann mit tausend Rednern, die zu je zwanzig Menschen sprechen, mehr erreichen, als mit zwanzig, die für je tausend Zuhörer sich ausschreien. Die moderne Technik erledigt so etwas im Vorbeigehen. Einer spricht den anderen an, gemütlich, fragend, so ein schlichter Biedermann, zu dem man geneigt ist, „Herr Nachbar" zu sagen; ein dritter, ein vierter bleibt stehen, im Nu ist eine kleine Korona beisammen, schon laufen vom Bürgersteig drüben einige weitere hinzu, um auch Neues zu hören. Und da ist der Vortrag im Gange, Einwürfe werden geschickt aufgefangen, der Herr Nachbar erweist sich als politisch erstaunlich beschlagen. Das sind die Kleinagitatoren der Demokraten und Sozialdemokraten. Es ist, als seien sie allesamt vorher auf Paroleempfang gewesen, denn sie alle haben dasselbe Thema, dieselben Gründe, dieselben wahren und dieselben aus den Fingern gesogenen Geschichten.

Heute heißt ein Thema: Brédereck.

Paul Bredereck soll, nachdem man Herrn Ulrich Räuscher, den „Whip" der Ebert-Bauer-Regierung, ver-

haftet hatte, Pressechef der neuen Regierung geworden sein. Er war einmal ein glänzender und trotz seiner Jugend gesuchter Rechtsanwalt in Berlin. Plädierte für Geo Schmidt in Sachen Pöplau wider Erzberger oder ähnlich. Hatte schnell große Einnahmen. Hielt sich Rennpferde und wurde mehr los, als er einnahm. Schon damals ein Radikal-Nationaler, gründete eine jungkonservative Partei gegen die Konservativen. Als ihm finanziell das Wasser an den Hals ging, machte er irgendwelche üble Sachen und — floh. Ging, steckbrieflich verfolgt, nach Südamerika, arbeitete sich mit unbezähmbarer Energie wieder hoch. Ließ bei Ausbruch des Krieges alles im Stich, schlug sich nach Deutschland durch, trat als Soldat unter falschem Namen freiwillig ins Heer, wurde wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Offizier befördert, dann endlich erkannt, vor Gericht gestellt und — amnestiert. Ist seither einer der Rufer im Streit eines Offizierverbandes politisch scharf nationaler Richtung.

Das alles hatte ich längst vergessen. Die Straßenredner wissen es. Nur daß sie das Sympathische weglassen. Das Schlimme vergröbern. Jeder dieser tausend oder zweitausend Redner hält fünfzig- oder hundertmal am Tage denselben Spruch an den verschiedensten Stellen. Von Kapp bringt kaum etwas in das Volk hinaus. Aber durch die Agitation auf der Straße wissen am Abend zwei Millionen Berliner, daß eine Bande von Lumpen im Reichskanzlerpalais sitze.

Und es gibt viele Themen.

Hie und da wird der Erzberger-Prozeß erwähnt. Gewiß, Erzberger habe sich vollgefressen. Ob aber Helfferich im Kriege bloß von seinen Lebensmittelkarten gelebt habe? Das ist kein ungeschickter Anfang. Nur reagiert das Publikum meist sauer; zu tief sitzt schon die Moabiter Erkenntnis. Außerdem ist Helfferich wirklich klüger als die Vielzuvielen.

Ihm ist, so höre ich, gestern von den neuen Herren ein Portefeuille angeboten worden. Er hat kühl abgelehnt.

Hie und da wird die Judenfrage gestreift. Sei es denn wirklich so schlimm mit der Herrschaft dieser Leute? Ein einziger Minister in Preußen sei Jude, Hirsch, und das sei noch der anständigste von allen Ministern. Übrigens, was die Straßenredner noch nicht wissen: dieser Hirsch hat sich bereit erklärt, auch unter dem neuen Regime sein Amt vorläufig weiter zu versehen. Auch ist das Thema einigermaßen kitzlich. Es wachsen Gegenredner aus dem Boden, Ungeschulte aus dem Publikum, und sagen: Gott sei Dank, daß die Juden jetzt zur Bescheidenheit gezwungen werden würden; sie seien seit gestern schon ganz klein.

Bei einzelnen Gruppen hören blaue Schutzleute zu. Sie sind immer noch innerlich verklärt. Wenn ein Redner fertig ist, sagen sie milde: „Nu gehen Sie auseinander, sonst überfährt Sie noch ein Rollwagen!"

Den Schutzleuten, dieser Verkörperung des alten Systems, werden von Freunden der Regierung Kapp auch immer die neuesten „guten Nachrichten" gesteckt. Der sozialdemokratische Oberpräsident Winnig-Königsberg hat sich dem neuen Regime angeschlossen. Schlesien und überhaupt der ganze Osten hat die Fahne entrollt. Mecklenburg kommt. Überall auch anderswo ist die Reichswehr gewonnen, die die bisherigen Gewalten absetzt. In Bayern haben neun Zehntel der Garnison sich für den Umschwung nach rechts erklärt, und daraufhin hat der sozialdemokratische Ministerpräsident Hoffmann freiwillig einer bürgerlichen Regierung Platz gemacht. Die nach Dresden geflüchtete Reichsregierung hat nach Stuttgart „weitergemacht". Nur Württemberg und Baden sollen noch zu ihr halten.

Damit könnte man schon etwas anfangen. Wenn man überhaupt etwas anfinge.

Ein Bekannter, ein Offizier, der vor der Reichskanzlei Dienst hat, begrüßt mich und fragt, was ich zu dem Unternehmen der Brigade sage.

„Ich kann Ihnen", antworte ich, „nur Bismarcks Worte an den Prinzen Alexander von Battenberg wiederholen, als der ihn fragte, ob er Fürst von Bulgarien werden solle: Auf jeden Fall wird es — eine nette Erinnerung für Sie sein."

Am Abend, der friedlich heraufzieht, da bisher weder das Volk gegen die zahlreichen militärischen Streifen aufsässig geworden ist noch auch die militärischen Streifen Nervosität zeigen, ist es sonderbar dunkel.

Die Laternen brennen nicht.

Streik? Generalstreik?

Aber da es so friedlich ist, kommt man nur zur ästhetischen Würdigung der eigenartigen Beleuchtung. Es ist wie im Theater. Irgendwo sieht man ein Lichtchen, hört man einen Menschen tappen. In einzelnen Fenstern glimmt ein matter Schein. Aus einer Türspalte fällt ein Lichtstreif in rabenschwarze Finsternis. Vielleicht hämmert irgendwo Hans Sachs. Das „Brausen der Großstadt" ist verstummt, in fast dörfliche Stille hinein bellt ein Hund.

Zu Hause kein Tropfen Wasser. Alle Hähne sind trocken.

Der stumme Kampf beginnt.

Um die geistige Finsternis durchdringen zu können, erlaubt die Kapp-Regierung jetzt das Erscheinen der Zeitungen. Aber nun streiken die Buchdrucker. Und wo sie vielleicht arbeiten möchten, da fehlt der elektrische Strom für die Maschinen. Nur der „Vorwärts" hat als einziges Blatt insgeheim 45 000 Stück einer Nummer gedruckt, die von dem ausgehungerten Volk verschlungen werden.

Die Wage neigt sich.

2*

4.

Montag, den 15. März.

Der jungen Frau in dem kleinen Laden, in dem wir unser Viertelpfund Leberwurst holen, laufen die hellen Tränen über die Backen.

„Diese Männer! Diese Waschlappen!"

Wenn sie sonst ihre Wurst, ihre Sardinen, ihre Räucherfische, ihre Käschen verkauft, geht sie nicht aus sich heraus. Man muß Rücksicht nehmen auf die Kundschaft. Da ist ein ausgesprochener Sozialdemokrat, der früher drüben im Keller wohnte und jetzt in dem ersten Stock haust, früher sich gelegentlich einen Rollmops gönnte und jetzt täglich die teuerste Feinkost ersteht. Während der Novemberrevolution 1918 hatte er plötzlich „geerbt", hieß es. Nun läßt er die junge Frau in dem Lebensmittelgeschäft gut verdienen. Aber er ist patzig. Man darf ihn also nicht erzürnen, und seiner Art gibt es viele.

Aber heute fallen alle Schranken. Hemmungslos gibt die junge Frau ihrem Schmerz, ihrem Zorn Ausdruck. Der Kaiser sei viel zu gut gewesen und darum an den Schuften gescheitert. Nun wehten zwar wieder die alten lieben Adlerfahnen dort weiter oben über den Ministerien. Aber sonst geschehe ja nichts, und noch würden die Schufte nicht reihenweise erschossen. So kämen sie wieder hoch. Und sie, sie würden sich dann weniger genieren.

Das ist eine einfache Frau aus dem Volke. Wir haben nur ganz zufällig einmal erfahren, wie sie denkt. So wie sie denken aber ganze Heere von Frauen. In der Wagenburg steht mit erhobener Streitaxt das germanische Weib. Und sieht, wie Männer zurückfluten.

Heute hat das Weib keine Streitaxt mehr, aber einen Stimmzettel. Damit allein hat es bei den Elternratswahlen die Roten schon niedergeschlagen. Aber wenn es an den Männern verzweifelt, dann sind wir am Ende. Das Weib ist immer radikal, im Guten wie im Schlechten. Die Leisetreter, das sind die, die Hosen anhaben.

Vom Sonntag zum Montag haben nur die Leute der Linken etwas getan. Die Parole zum sogenannten Generalstreik ist durch, wie ich überall feststellen kann. Sie ist von drei Seiten ausgegangen: von der Arbeiterschaft, von der Regierung, von der Demokratie.

Die rote Arbeiterschaft ist in Berlin vollkommen machtlos, wenn eine straffe soldatische Truppe für Ordnung sorgt. „Ein Leutnant und zehn Mann" genügen, um jedes Parlament auszuschalten; im November 1918 genügte dafür schon ein Auto voll Matrosen. Zwei Brigaden in der Reichshauptstadt genügen, um jeden Millionenaufstand zu ersticken. Da bleibt also den Roten als „Kampfmittel" — in Wirklichkeit ist es nur ein Schreckmittel — lediglich die passive Resistenz durch Nichtarbeiten.

Daß aber die Reichsregierung — in Bauers verlassenem Arbeitszimmer hat man noch die Aufforderung dazu gefunden — amtlich zum Generalstreik aufruft, das darf ihr nie vergessen werden. Er zieht alle Leute aus den Betrieben in die Kneipe und auf die Straße, wo sie sich gegenseitig erhitzen, und erzeugt so schließlich Blutvergießen und Aufruhr und Ruin der Volkswirtschaft. Jede Regierung muß erhalten und aufbauen; diese Regierung hat sich sinnlos in die Reihen der Zerstörer gestellt.

Die Demokratische Partei will ihr dabei den Rang ablaufen. Sie rühmt sich, daß sie als erste die Parole zum Generalstreik ausgegeben habe. Insbesondere in der jüdischen Geschäftswelt gehen Aufrufe dazu herum, in denen es aus-

drücklich heißt, es gehe jetzt um eine Sache der Judenschaft. Soviel kann ich gerade lesen, da steckt der Wohlbeleibte unter den Binden den Zettel schnell weg. Und äugt mich böse an.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es hat in der Nacht Zusammenstöße gegeben. Posten sind angerempelt worden und haben geschossen. Auch die Soldaten der Reichswehr malen sich mit Kreide das Hakenkreuz vorn auf den Stahlhelm. Panzerautos rasseln einher und speien — Flugblätter aus. Auch aus der Luft kommen die Papierchen wie blinkende Möwenschwärme. Anders kann die Kapp-Regierung nicht mehr an das Volk heran. Die Agitation vom Auto und vom Flugzeug herab ist aber nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Alles verdampft sofort.

Die Soldaten fangen an, lange Gesichter zu machen. Sie sehen nicht, daß irgend etwas geschieht.

Mit einigen von ihnen spreche ich vor dem Landtag. Es gibt gemeinsame Feldzugserinnerungen, wobei die anderen, die noch jungen, erst nach dem Kriege Eingetretenen, zuhören. Dann kommen wir überhaupt auf das Soldatenlos zu sprechen.

„Sehen Sie, lieber Herr, wir sind alles einfache Leute. Keine Studenten und verkleideten Monarchisten, sondern Arbeiter und Handwerker. Wir haben Lust zum Dienst. Mancher ist auch gekommen, weil er arbeitslos war. Und nun sagte die Regierung, wir sollen aufgelöst werden. Da kann man sich doch glatt aufhängen. Im Zivil kriegt keiner von uns Arbeit, da heißt es, raus mit dem Noskehund. Und schlimmer als Noskehund ist Baltikumer, da wird man einfach kaltgemacht. Wir können gar nicht anders, wir sind für immer auf den Kommiß überschrieben. In Wünsdorf sind welche, die sagen, sie würden auch bei den Kommunisten

als Soldaten dienen, wenn sie keine andere Bleibe haben. Bei uns ist es ja noch gut. Wir haben gute Offiziere, und der stramme Dienst macht Spaß. Aber wir werden von jeder Regierung betrogen."

Der ganze Jammer des Prätorianertums . . .

Die erste Unruhe packt heute auch die jungen Offiziere. Ich bringe Hans eine Thermosflasche Kakao. Er liegt mit seinen Leuten, kunterbunt durcheinander, auf ein paar Hälmchen Stroh auf der Diele im Leopold-Palais, das die republikanische Regierung zu Amtsräumen für ihre Pressepropaganda gemacht hat. Der Junge verbindet sich gerade die Oberschenkelwunde, die wieder offen ist. Er und ein paar Kameraden von ihm und ich gehen dann draußen ein wenig auf und ab.

„Vater, es geschieht nichts. So geht die Sache schief. Die Zivilisten machen nichts. Kannst du nicht helfen?"

„Ich denke nicht im Traume daran! Du weißt, was ich dir immer gesagt habe: die Erzberger-Scheidemann-Regierung muß ihren eigenen Dreck fressen, bis sie dran erstickt. Die Revolution, der Friedensvertrag, die irrsinnigen Gesetze seither müssen sich auswirken. Heute merkt noch kein Arbeiter das Elend, dem wir überliefert sind. Da soll mal die harte Not uns kneten, dann erst kommt aus der Erkenntnis der Umschwung. Du mußt deinen Vorgesetzten gehorchen und mitmachen, aber Eure Sache stört nur die Entwicklung, die wir ersehnen. Und diese Sache hier gelingt auch nicht. Es wäre nur noch mit weißem Terror gegen roten Terror gegangen. Dann müßten zunächst 150 Schieber und 150 Arbeitsscheue baumeln. Aber auch dazu ist es zu spät. Die Leute um Kapp haben wie die Irrsinnigen durch das Zeitungsverbot sich selber das Grab gegraben. Ihr sitzt hier im Regierungsviertel auf einer Insel. Schon 1500 Meter weiter ist eine vollkommen neue Welt, die von Eurem Wollen

nichts erfährt. Noch ein paar Tage weiter, dann stehen hier 10 000 gut Bewaffnete der neuen Regierung, drüben 100 000 gut Bewaffnete der alten Regierung. Natürlich Zivilisten, Arbeiter, aber gediente Leute. Oder es kommt noch anders: 200 000 Spartakisten. Beiß die Zähne zusammen. Euren Kapitän Ehrhardt halte ich für einen famosen Kerl, wenn ich ihn auch nicht persönlich kenne, und vielleicht ist er der Klügste von der ganzen Gesellschaft. Aber die Sache ist verloren. Pressechefs wimmeln hier genug herum. Ich denke nicht daran, zu den Leuten zu gehen. Unser ganzes Unglück ist die Drängelei von Nichtfachleuten, Journalisten und Parlamentariern, in die Regierung. Ich habe meinen Beruf und wirke. Kritiker gehören nicht auf die Bühne."

Ich kann es freilich nicht leugnen: Lust zum Eingreifen hat man zwar durchaus nicht, aber aus Zorn möchte man doch zupacken.

Als Zuschauer dieser Tragikomödie faßt man sich manchmal an den Kopf, wenn man die kindlichen Regierungsversuche miterlebt. Gestern hat der englische Geschäftsträger einen jungen Mann in die Reichskanzlei geschickt, damit er Erkundigungen über den Putsch einzöge, und daraufhin hat die Reichskanzlei sofort verkünden lassen, daß die Entente mit der Kapp-Regierung „offizielle Beziehungen" aufgenommen habe. In der heutigen Pressekonferenz erhebt der „Times"-Korrespondent wütenden Einspruch gegen diese Darstellung und dementiert sie in amtlichem englischen Auftrage.

Die Planlosigkeit der neuen Männer scheint übrigens zuzunehmen. Planlos sind vor allem die Verhaftungen.

Gerade soll nebenan in der Voßstraße eine Anzahl von Redakteuren einer parteilosen Zeitungskorrespondenz verhaftet werden. Dem Verlagsdirektor von Ullstein, Bernhard, hat man mit Erschießen gedroht, weil man augen-

scheinlich nicht mehr weiß, wie viele Fensterscheiben man noch einschlagen soll.

Offenbar wird jeder verhaftet, den irgendein „Gutgesinnter“ in keuchender Eilfertigkeit angibt. Es ist gar kein System in der Sache. Wenn man schon einmal mit Gewalt eingreifen will, dann muß man auch die Proskriptionsliste fertig bei sich haben. So haben es die Leute in Ungarn gemacht. Mann für Mann sind dort sämtliche Führer der verflossenen Rätediktatur verhaftet, abgeurteilt, gerichtet worden, zum Teil durch hochbezahlte Agenten im benachbarten Auslande, in Deutsch-Österreich und der Tschechoslowakei, geknebelt und im Auto nach Ofenpest entführt. Mit Stumpf und Stiel wurde das alte Regime ausgerottet. Heute hat in Ungarn sogar die sozialdemokratische Partei dem neuen Ministerpräsidenten erklärt, sie wolle gar keine Kandidaturen zum Reichstag aufstellen, geschweige denn sich an der Regierung beteiligen; sie sei dankbar und zufrieden, wenn man sie milde behandle, und sie verzichte auf jeden Klassenkampf. Aber um etwas Ähnliches auch nur zu versuchen, wenn es in Deutschland überhaupt ginge, fehlt es Kapp an jedem vorbereiteten Adressenmaterial.

Vor der Reichskanzlei ein ewiges Kommen und Gehen. Oben flattert quer ein Phantasiebanner mit Reichsadler. Ein bekannter Parlamentarier kommt heraus und begrüßt mich.

Na?

Er ächzt, schüttelt den Kopf und wirft einen Blick gen Himmel. Er erzählt, die Ministerliste, die im Publikum kursiere, sei falsch. Ach Gott, Ministerliste! Es geht bald um Kopf und Kragen, nicht um Portefeuilles.

Der bekannte Abg. Dr. theol. Traub, dem das preußische Kultusministerium angeboten war und der noch in Seligkeit und Vertrauensseligkeit oben schwebt, hat den Antrag nicht

angenommen, statt seiner den Professor v. Wilamowitz-Möllendorff vorgeschlagen, weil jetzt ein Gelehrter von Weltruf an die Stelle gehöre und er selber, Traub, doch nur Außenseiter in einem sonst homogenen Kabinett sein würde. Aber Propagandachef wäre er gern. Er möchte ein Tyrtäus der Jugend sein. Dem Generalsekretär der Deutschnationalen, Herrn v. Lindeiner, hat Traub übrigens schon am Sonnabend seinen Austritt aus der Partei erklärt. Das sind ganz sympathische Züge. Schade, daß dieser Volksredner, der wirkungsvollste nächst dem verstorbenen Naumann, in die Kapp-Mühle geraten ist. Da kommt keiner unlädiert heraus.

Einer der fesselndsten Charakterköpfe unter den neuen Herren ist der als Wirtschafts- und Ernährungsminister ausersehene Naumburger „Arzt und Volkswirt" Dr. med. Georg Schiele. Er kommt, wie Traub, von links, nennt sich, wie dieser, auch heute noch einen Liberalen, was nach seinen Worten mit der deutsch-nationalen Firma vollkommen vereinbar sei, und hat mit Traub zusammen die „Flugblätter des liberalen Bürgertums" herausgegeben. In zahlreichen Provinzblättern bin ich Leitartikeln aus seiner Feder begegnet, die in unserer blutleeren Zeit durch volkstümliche Form und strotzend gesunden Menschenverstand verblüffen. Eine seiner Schriften — sie ist im Büro Dr. Schiele, Berlin SW. 11, Großbeerenstraße 5, zum Preise von 3 Mark zu haben — liegt gerade vor mir: „Programm einer Änderung unserer Ernährungspolitik. Mit einem dreifarbigen Schema der deutschen Ernährung im Kriege. Berlin, April 1917." Die Verkehrtheit unserer Zwangswirtschaft hat nie einen überzeugenderen Darsteller gefunden; er steht auf dem alten liberalen Standpunkte, der heute von der Linken verlassen und von der Rechten wiederbesetzt ist, daß Angebot und Nachfrage, daß also der freie Handel der beste Regulator der

Preise und gleichzeitig der beste Anreger der Produktion sei, während bei der Zwangswirtschaft mit Lebensmittelkarten und Höchstpreisen nicht nur die ganze Maschinerie der Volkswirtschaft ins Stocken gerate, sondern auch erschreckende Mengen von Nahrungsmitteln und Arbeitskräften verlorengingen. Das alles ist ungemein plausibel dargestellt. So einfach, daß manch einer, der alle Dinge gern verwickelter sieht, den Dr. Schiele als „Monomanen" bezeichnet, der mit starren Augen einer fixen Idee folge. Dann war der alte Thünen, dessen vor hundert Jahren erschienene Schrift über den isolierten Staat mir schon als Primaner eine neue Welt erschloß, auch ein Monomane, und der war auch Nationalökonom nicht der Fakultät, aber dem inneren Berufe nach. Ich habe Schiele flüchtig in Weimar während der Nationalversammlung kennengelernt und ihn dann in diesem Jahre einmal in Berlin auf der Straße getroffen, wobei ich ihm meine Freude über einen Artikel von ihm aussprach, in dem er — frei nach Taine — die Zwangswirtschaft und die Teuerung und das Kettestehen nach der großen französischen Revolution geschildert hatte. Gleich darauf, am 20. Februar, bekam ich von ihm den ersten und bisher einzigen Brief, aus dem ich einiges zur Charakteristik des Mannes und seiner Ideen, die auch die „seines Freundes Kapp" sind, hier wiedergebe:

„Im Anschluß an unser Gespräch auf dem Potsdamer Platz komme ich gleich mit einer Lebensbeschreibung meiner Kriegsjahre, aus der Sie entnehmen sollen, wie ich den verhängnisvollen Zusammenhang von Ökonomik und Politik während dieser Jahre ansehe. Ich lege Ihnen bei ein dickes Heft „Volksversorgung durch Zwang oder Freiheit", welches die ersten Denkschriften, die ich auf dem Gebiet der Ernährungspolitik losließ, enthält. Ich habe es im Jahre 1916 auf eigene Kosten und heimlich vor der Zensur verbreitet. Der

erste Artikel — „Zerschlagt Euer Barometer nicht" — beweist Ihnen, daß ich schon im Oktober 1914 versuchte, auf den grundsätzlichen Fehler unserer Wirtschaftspolitik, den kindlichen Versuch des Preisregulierenwollens, hinzuweisen. Ich ging dann ins Feld, obwohl ich über die Kriegsjahre hinaus war und nie gedient hatte, ging als Regimentsarzt an die Front, erlebte dort bei dem Rückmarsch und Vormarsch der Hindenburg-Armee in Polen die schönsten Monate meines Lebens, wurde schließlich als Spezialarzt für Chirurgie entdeckt und in ein Feldlazarett versetzt, — sehr wider meinen Willen. Da meine Frau schwer erkrankt war, ging ich nach etwa einem Jahre nach Hause und blieb deshalb zunächst in der Heimat. Dort fesselte mich die Politik hauptsächlich in der Person meines Freundes Kapp. Wir beide waren der Überzeugung, daß an der falschen Wirtschaftspolitik wir den Krieg verlieren würden. Ich gab zahlreiche Flugschriften heraus, mit denen ich Sie nicht behelligen will, darunter das Programm einer Änderung unserer Ernährungspolitik, dem u. a. ein Vortrag im Großen Hauptquartier 1917 vor Ludendorff zugrunde lag. Es half aber alles nichts. Aus der Verteilerpolitik entstand die Not, aus der Not der Schleichhandel und die Korruption, hieraus der Niedergang der Stimmung, hieraus der Zusammenbruch. Meine Überzeugung bezüglich der Wirtschaftspolitik steht fest. Wenn es uns nicht gelingt, freien Markt und freien Handel ohne Wenn und Aber wiederherzustellen, so geht dieses deutsche Volk der Großstädte der furchtbarsten Not entgegen. Die von unseren agrarischen Führern und von der rechtsstehenden Presse befürworteten Lieferungsverbände zwischen Stadt und Land werden ebenfalls eine Pleite ergeben und werden den Unfrieden und die radikale Stimmung in die agrarischen Kreise hineintragen. Die großen und kleinen Landwirte werden auseinandergesprengt durch diese Angstpolitik des Bundes der

Landwirte. Es handelt sich für mich wirklich um eine Rettungskur an unserem Volke, das an Unkenntnis der Volkswirtschaft zugrunde geht. Meine konservativen Freunde halten mich für einen abtrünnigen Manchestermann und Freihändler. Sie spielen noch die alten Walzen vom Schutz der nationalen Arbeit, und der Weltmarkt ist für sie der böse Feind, obwohl er jetzt nicht mehr niedrige, sondern hohe Preise hat. Nach meiner Meinung besteht der Schutz der nationalen Arbeit jetzt darin, daß man sie gegen Planwirtschaftler schützt, gegen sozialistische und agrarische, und ihr die Freiheit gibt, die sie nicht entbehren kann. Kluge Leute würden dazu das Wort Freihandel benutzen, bis die Weltmarktpreise einmal wieder niedrig sind. Aber das Umlernen ist offenbar schwer."

Dieser Graukopf Schiele, den die Deutschnationalen vielfach nur für einen kleinen Skribenten gehalten haben, ragt turmhoch über die Männer hinaus, die in der Scheidemann-Erzberger-Republik mit unserer Volkswirtschaft asen. Auch wohl über die Männer der jetzigen neuen Ministerliste hinaus. Noch ist sie nicht vollständig.

Für das Auswärtige sucht man vergeblich nach einem Dummen. Das Innere — in Preußen — will Jagow übernehmen. Ich warne Neugierige! Die alten Schutzleute freilich würden sich freuen. Als Polizeipräsident war Gottlieb v. Jagow ein ganzer Kerl, als Regierungspräsident in Schlesien hat er sich sehr mannhaft verabschiedet; dazwischen aber liegt die Affäre Tilla Durieux, in der er sich, wenn auch als der Reine, so doch als der Dumme erwiesen hat.

Überhaupt: man sieht noch keinen Geistesriesen unter den neuen Herren.

Und die grandiose Absicht allein macht es noch nicht. Die Gräfin Terzky im „Wallenstein" sagt, als sie den großen

Heerführer zum Bruch mit der alten Regierung verleiten will, etwa:

„Entworfen bloß, ist's ein gemeiner Frevel,
Doch ausgeführt, ist's ein unsterblich Unternehmen!"

Das haben sich die heute Verkappten wohl auch gedacht. Und noch mehr Schillersches: „Sei im Besitze, und du bist im Recht!" Aber den Besitz wünschen sie vorerst nur; sie haben ihn noch nicht. Sie besitzen nicht, sondern sie sitzen. Sie tagen, sie beraten, sie verhandeln. So „arbeiten" sie sogar die Nächte durch. Aber die Eisenbahnen stehen still. Truppenverschiebungen lassen sich nicht vornehmen. Der Telegrammverkehr kann auch abgeschnitten werden.

Ein „Fort Chabrol" vermag sich nicht ewig zu halten.

5.

Dienstag, den 16. März.

Die „Regierung der Tat", wie sie Kapp genannt hat, hat ihren Todesstreich empfangen.

Nicht durch den Generalstreik. Die Sache mit dem „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will" singt das Proletariat sich seit Jahrzehnten nur vor, um sich Mut zu machen. Ein wirklicher Generalstreik, bei dem auch die Bäcker nicht backen, ist in 48 Stunden rettungslos erledigt. Wir haben nur eine Reihe von sehr ausgedehnten Teilstreiks. Die sind unangenehm, auch für die Streikenden selbst, und können eine Woche oder noch länger dauern, zumal wenn die Stadt, wie hier Berlin, normal mit Lebensmitteln immer für drei Wochen versehen ist. Aber auf die Knie zwingt einen kein Generalstreik.

Nein, der Todesstreich ist gar nicht so imposant und theatralisch gewesen. Er besteht nur darin, daß zwei notwendige kleine Unterschriften verweigert worden sind.

Die von Kapp mangels alter und neuer Minister mit Führung der Geschäfte beauftragten Unterstaatssekretäre, die zum Teil Geschöpfe von Scheidemann-Erzbergers Gnaden, zum größeren aber wohl noch alte Beamte sind, haben den psychologischen Moment erkannt, wo der Zug des Kapitäns Ehrhardt, der anfangs so sehr dem Marsche Enver Beis von Saloniki nach Konstantinopel ähnelte, in der Kappschen Ausgestaltung zur bloßen Affäre eines „Hauptmanns von Köpenick" wird. Sie machen nicht mehr mit. Die neue Regierung braucht nämlich Geld zur Versorgung und Verpflegung ihrer Truppen, nicht der Marinebrigade, die bis zum 31. Mai mit allem versehen sein soll, sondern der Reichs-

wehr in Berlin, der Brigade 15. Sie braucht zunächst einmal zehn Millionen Mark, aber die Reichsbank gibt nichts her ohne die nötigen zwei Unterschriften aus dem Finanzministerium, und die gibt das Finanzministerium nicht her.

Der Herr, der schickt den Jockel aus . . .

Wenn es nicht zum Heulen wäre, so müßte man über die Tragikomödie lachen.

Nein, die „Rechtsradikalen" werden das Revolutionmachen nie lernen. Das verstehen die Unabhängigen und solche Leute besser. Der Geyer-Vater und der Geyer-Sohn, die beiden Leipziger Abgeordneten, kriegten doch die 400 000 Mark, die sie vom Magistrat „erheben" wollten, richtig in die Hände. Vor der Türe standen nämlich genügend Leute mit Handgranaten. Vor solchen letzten Konsequenzen schrecken die Wortedonnerer und Konventikelstrategen der Sorte Kapp natürlich zurück; oder sie kommen zu spät dazu. In diesem Fall soll noch ein Gewaltversuch gemacht werden. Aber er scheitert im Entstehen, scheitert an der Ehrenhaftigkeit eines für solche Geschäfte nicht erzogenen deutschen Offiziers.

Kapitän Ehrhardt soll mit zwei Panzerautos und Zubehör den Zutritt zu den Kassengewölben der Reichsbank erzwingen.

Er verweigert die Ausführung des Befehls.

Kapp und Lüttwitz fanden für den in seiner äußeren Formulierung unangreifbaren Plan, der Verfassung zu ihrem Rechte zu verhelfen, einen tapferen und entschlossenen Helfer in Ehrhardt. Ich zweifle sogar daran, ob man ihm aus seinem Marsche nach Berlin den Prozeß wegen Hochverrats machen kann. Überdies war Lüttwitz sein Vorgesetzter, dessen Befehlen er gefolgt ist. Aber zu der Rolle eines Geldschrankknackers läßt er sich denn doch nicht nötigen,

und diese Weigerung ist weit gefährlicher, als es das Nachtunternehmen gegen die Reichshauptstadt war.

Ehrhardt hat, in der Meinung, dem deutschen Volke zu helfen, die Kapp-Regierung auf den Schild erhoben.

Ehrhardt hat sie auch gestürzt; ihr Bleiben ist jetzt nur noch die Frage vielleicht von Stunden.

Der junge Korvettenkapitän spielt dabei um seinen Kopf. Lüttwitz gehört zu den Männern, die jederzeit bereit sind, ein paar Soldaten heranzuholen und ihnen zu sagen: „Erschießt diesen Offizier hier, er ist ein Meuterer!" Er brauchte in diesem Fall bloß Schergen einer anderen, etwa der Reichswehrbrigade, dazu. Wenn die alte Regierung zurückkehrt, müßte sie Ehrhardt die Rettungsmedaille am Bande verleihen . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Die Sintflut der kleinen Flugblätter und Handzettel steigt. Man weiß nicht mehr, welchen man — weniger glauben soll, denen des bisherigen oder des gegenwärtigen Regimes.

Die Straßenredner weisen überall mit Schreibmaschine vervielfältigte Zettel in Postkartengröße vor, an deren Spitze gewichtig zu lesen steht: „W. T. B. (Amtlich)." Diese Zettel seien — o heilige Einfalt des Herrn Omnes — von einem Flugzeug der Kapp-Regierung über Berlin ausgestreut worden. Und der Inhalt? Die Entente verlange, daß bis 6 Uhr abends die Truppen Berlin räumten, widrigenfalls sie in Deutschland einmarschieren und überdies die Lebensmittel sperren werde! Das ist doch bildschön gelogen. Es wird geglaubt. Bis 6 Uhr abends stehen Haufen von Menschen in der Mohrenstraße, um zuzusehen, wie die Marinebrigade den Wilhelmsplatz räumen wird. Es erfolgt natürlich nichts. Aber in der ganzen Stadt wird der Mob aufsässig, die Überfälle auf Truppen mehren sich und damit die Menschenopfer

bei der Abwehr. An einzelnen Stellen sind zeitfreiwillige Offiziere mit viehischer Grausamkeit zu Tode gemartert worden.

Etwas zaghafter wird in der Reichskanzlei gelogen. Von hier aus wird in verschiedenen Variationen immer wieder die Nachricht verbreitet, es fänden auf Wunsch des Stuttgarter Rumpfregimes Einigungsverhandlungen zwischen der „alten“ und der „neuen“ Regierung statt; über 7 Punkte, über 8 Punkte, über 5 Punkte, das wechselt. Gutgläubig nehmen das auch die Truppenteile in ihre Nachrichtenblätter auf, und der Soldat glaubt und hofft; aber in zahllosen Flugblättern wird die Meldung von der Gegenseite bestritten. Nahrung bekommt das Gerücht, mehr scheint es wirklich nicht zu sein, durch das Eintreffen eines „Vermittlers“ aus Dresden, des Generals Maercker, der dann, in Begleitung des Staatskommissars für die öffentliche Sicherheit v. Berger, in einem Sonderzuge nach Stuttgart fahren soll.

Kommt er auf Befehl oder aus gutem Herzen?

Darüber hört man nichts Gewisses, und darauf kommt es doch an. Maercker ist gewiß innerlich auf der Seite seiner Kameraden, der Reichswehrgenerale in Berlin und den übrigen Städten, und sicherlich schlägt ihm das Herz höher, wenn die alten Flaggen sich im Winde blähen. Aber er ist ein Gentleman. Er hat es nicht fertiggebracht, die Ebert, Bauer, Koch und Genossen in Dresden zu verhaften, weil er, der den ganzen vorigen Sommer über in Weimar mit seinen freiwilligen Landesjägern die Sicherung hatte, dort mit den Regierungsmännern zu oft pokuliert hat; der Noske ist ihm dabei direkt ans Herz gewachsen. Nun hat er also beide lieb, die Alten und die Neuen, und redet beiden gut zu.

In der Reichskanzlei wird er von sämtlichen Herren der neuen Regierung nach seiner Legitimation befragt. Er antwortet wörtlich:

„Ich komme nicht im Auftrage, aber mit freudiger Zustimmung von Ebert und Noske.“

Das genügt zur Aufnahme vorerst loser Besprechungen. Die Vernünftigen hüben und drüben sehen in diesem kritischen Moment, wo die Bolschewisten und Straßenräuber zum lange geplanten Schlage ausholen und plötzlich mit Maschinengewehren und Kanonen und Minenwerfern überall auftauchen, es vollkommen ein, daß ein Kompromiß mit gegenseitigem Nachgeben, daß eine friedliche Einigung zwischen dem schon rücktrittsbereiten Kapp und der Stuttgarter Regierung uns viel Blut und Milliardenverluste ersparen könnte.

Aber Maercker selbst erzählt, daß besonders die Demokraten wütende Gegner jeden Friedens mit der „antisemitischen“ neuen Regierung sind. So wie der Kriegsminister Reinhardt für blutigen Kampf war, so hat der Innenminister Koch sich gegen jedes Kompromiß gewehrt. Er gehört zu jenen nicht ganz rasseechten Deutschen, die im November 1918, der dunkeln Stimme des Blutes folgend, sich zu den Demokraten schlugen. Heute sagen sich diese Leute: mag ganz Deutschland im Bürgerkriege zugrunde gehen, wenn nur das Hakenkreuz nicht siegt!

— — — — — — — — — — — — — —

„Generalstreik ist Generalunsinn“ hat man fast auf jedem sozialdemokratischen Parteitage immer wieder festgestellt.

Unsere Waschfrau sollte gestern und heute zur großen Wäsche zu uns kommen. Wir winkten höflich ab, falls sie nicht etwa geneigt sei, das gesamte dazu nötige Wasser aus dem einzigen Brunnen in der Nachbarstraße — es ist schon braun und müßte erst durchgeseiht werden — zu uns heraufzuschleifen; und ich wohne „Luftschifferparterre“, vierten Stock, und wir brauchen sechs große Zuber voll.

Sie bleibt also zu Hause. Sie hat Wasser. Aber kein Gas und keine Kohlen, kann also nicht kochen. Und da die Beleuchtung auch ausgeht, legt sie sich abends um 7 ins Bett. Ihr Verdienst ist weg. Und ihr Brot hat sie trocken essen müssen, denn die Fettverteilung bleibt in dieser Woche aus, und Wurst gibt es nicht mehr im Laden.

Am nächsten Tage schimpft sie straßauf, straßab über die nichtsnutzigen Arbeitsscheuen, kommt mittags zu uns herauf und bittet um ein paar warme Bratkartoffeln.

Sie weiß jetzt Bescheid.

Müll und Staub mehren sich und damit der Hustenreiz. Die Aborte sind vielfach verstopft. Kleinkindermilch wird knapp. Die Ärzte, die nicht streiken, legen Überschichten ein. In der Gegend Bahnhof Gesundbrunnen wird aber selbst einem Arzt das Pferd ausgespannt. Der Kutscher soll nach Hause, verlangt drohend die Menge. Der Wagen bleibt da. „Arbeiten is nich! Generalstreik!"

Vor einem Jahre ist in Leipzig und anderswo der allgemeine Streik der Arbeiterschaft ausgerufen worden. Da antworteten ihrerseits die Ärzte mit Arbeitsniederlegung. Und kein Beamter gab mehr Lebensmittelkarten aus. Und überhaupt das ganze Bürgertum war in der Abwehr einig. So brach der Streik denn alsbald zusammen. Diesmal in Berlin aber hat die Demokratische Partei von vornherein mit fliegenden Fahnen sich unter den Befehl des Proletariats gestellt und es gegen die „Schwarzweißroten" noch eigens aufgehetzt. So ist denn ein geschlossenes Bürgertum nicht mehr da.

Auf den Friedhöfen stehen abgehärmte Mütter und graben und schaufeln. Irgendein Liebes ist ihnen gestorben. Wenn es nach dem Willen der Demokraten und Sozialdemokraten geht, müssen sie mit dem verwesenden Leichnam weiter hausen. Auch die Totengräber streiken.

6.

Mittwoch, den 17. März.

Aus dem Reiche liegen schlimme Nachrichten vor. Was Ehrhardt zur Motivierung seines Marsches nach Berlin anführte, ist tatsächlich zur Wahrheit geworden: die Rätediktatur geht um. In Mitteldeutschland und im Ruhrgebiet werden Verbrecherbanden zu Herren, die die Theorien der marxistischen Sozialdemokratie ein wenig unsanft in die Praxis umsetzen. Auch in Berlin schwellen den Leuten die Adern an den Armen wie die Baumäste. Da gibt es nur Schröpfköpfe oder Kampf. In verschiedenen Stadtgegenden sind Offiziere und Mannschaften kleinerer Gruppen von der Menge zerrissen worden; größer sind die Verluste natürlich auf seiten des „Volkes", nur begeht das Militär keine Bestialitäten. Nach Berlin N., Pankow, Reinickendorf kommen neue Truppen, aus der Mark herangezogen. Eben hat mich ein Reichswehroffizier telephonisch begrüßt, der im Felde als Leutnant manchen heißen Tag neben mir gelegen hat.

Er kräht — vergnügt, wie immer, wenn alles um uns wankte — daß er wahre Prachtkerls habe, bis zum jüngsten Rekruten herab, die darauf brennten, die Ordnung wiederherzustellen.

Ob er sonst noch Nachrichten habe?

Ja, vor Kottbus großes Gefecht, ein richtiges rotes Heer, sachgemäß geführt, rücke an; diesseits großer Munitionsverbrauch. Dann noch was: in den Stollen und Gängen der Untergrundbahn Waffenlager der Spartakisten, auch Maschinengewehre, Geschütze. Der gute Junge kräht ganz glücklich. Dem ist der Tod ein Spaßmacher, so freudig

nimmt er es mit seinem soldatischen Berufe. Je näher die Gefahr, desto mehr taut er auf.

Und sie ist sehr nahe. Die alte Regierung nimmt die Backen noch voll und sprudelt Verwünschungen wider die Rechtsradikalen; derweil wird sie von den Linksradikalen schon am Genick gepackt. Noske und Heine sollen das erste Opfer sein. Vielleicht flattert die ganze Verfassung hinterdrein und wir bekommen auf kaltem Wege an Stelle des parlamentarischen Systems die sogenannte Diktatur des Proletariats.

So ganz allmählich — das ist jetzt schon der vierte Aufstand der Unabhängigen und Kommunisten in fünfviertel Jahren — können wir uns dann auch an die Guillotine gewöhnen.

Eine blasse Erkenntnis davon dämmert vor allem unseren Militärs wohl auf. Es sieht nicht nach Kapp, sondern nach Lüttwitz aus, wenn heute eine neue Verordnung angeschlagen wird, wonach Rädelsführer des Generalstreiks und Streikposten, falls nicht bis um 4 Uhr nachmittags die Arbeit wieder aufgenommen wird, die Todesstrafe treffe.

Zu spät.

Und die ganze Verordnung atmet Amtsstubenluft. Wer ist ein Rädelsführer? Das könnte doch nur in langwieriger Gerichtsverhandlung festgestellt werden. Oder will man unter drei Millionen Menschen in Berlin und Vororten Rädelsführer herauszusuchen anfangen? Der Gedanke, daß man damit „bis zum Nachmittag" fertig werden könnte, paßt in eine Operette. Die Umstürzler von links machen das anders. Im Moment der Umwälzung packen sie alle Köpfe der anderen Seite und haben so wenigstens Geiseln in der Hand: „Wollt Ihr da draußen aufbegehren? Dann baumeln Eure Leute!" Bei dem Putsch der Rechtsradikalen

ist an so etwas anscheinend nicht gedacht worden. Nun drückt Lüttwitz die erste drakonische Verordnung durch, aber sie kommt vier Tage zu spät; sie wird schon bei Erscheinen von der Entwicklung überholt.

Kapp ist eigentlich bei dieser Entwicklung ganz überflüssig. Im Reichskanzlerpalais soll schon eilig gepackt werden. Mit Zornestränen auf den geröteten Backen hat die Tochter Kapps, die leidenschaftlich das Auf und Ab dieser Tage miterlebt hat, einigen zufällig hereingestolperten Neutralen zugerufen: „Ja, Sie, Sie —, Sie freuen sich jetzt, was?"

Inzwischen ist seit Sonnabend der fünfte Pressechef für die nicht erscheinende Presse im Amte.

Da er auch keine Nachrichten für die seiner Weisheit harrenden Herren in der Empfangsstunde hat, gibt es eine Art Theaterskandal. Die Pressevertreter der drei Mehrheitsparteien sind grausam gegen den nervös überreizten Johannes W. Harnisch, der dabei einer der ehrenhaftesten und anständigsten Charaktere ist, mit denen man während des Interregnums zu tun gehabt hat. Er weiß es noch nicht einmal, daß Kapp wirklich packt, aber wer denkt denn mitten im Aufbruch noch an das Informieren des Pressechefs . . .

Der Öffentlichkeit, soweit sie überhaupt noch von Meldungen der Wilhelmstraße Notiz nimmt, wird die Tatsache in der Form mitgeteilt, daß Kapp zurücktrete, da die wesentlichsten seiner Forderungen angenommen seien und er somit seine Mission für erfüllt ansehe.

Da meine Forderungen im wesentlichen erfüllt sind, sagte nach der bewilligten Henkersmahlzeit der Verurteilte, sehe ich meine Mission für erfüllt an; und legte seinen Kopf auf den Block.

Es ist vielleicht grausam, Kapp ein solches Abschiedswort mitzugeben, aber sein Unternehmen ist nicht „gemeiner

Frevel", der trotzdem Frauen rühren und Männer begeistern könnte, sondern, da es technisch völlig versagt hat, eine Lächerlichkeit. Es hat Gegenkönige in der Weltgeschichte gegeben, die auch nur rund fünf Tage regierten, aber sie gingen tragisch zugrunde, nicht so dumm. In diesen fünf Tagen ist Kapp überhaupt nicht zum Regieren gekommen, weil er fortgesetzt Audienzen erteilen mußte; diejenigen „Freunde" haben ihn auf dem Gewissen, die ihn überlaufen und ihre Weisheiten bei ihm ausgekramt haben.

Wenn die „alte" Regierung nicht n o ch unfähiger wäre, sie, der wir das ganze Unglück mit der Mißregierung Erzberger und der Hinauszögerung der Wahlen samt allen Folgeerscheinungen bis zum Aufmarsch der Kommunarden zu verdanken haben, so bliebe das ganze Interregnum völlig unverständlich.

Eins können die um Bauer sicher besser: eine günstige Lage ausnutzen. Sie verlangen umgehend auch die Entfernung des Generals v. Lüttwitz. Und das ist doch ein hartes Stück. Dieser Mann ist stachlich; er hat noch Tausende von Bajonetten und beherrscht die Reichshauptstadt. Einen Augenblick scheint es, als wolle er das Furchtbarste wagen. Es sind bange Minuten. Aber in der Sitzung der Fraktionsführer der Mehrheitsparteien und der Rechten, die im Reichsjustizministerium stattfindet, und in der — das Parlament ist laut Verfassung ja souverän — bindende Abmachungen über eine Lösung der Krise gesucht werden, wird der Ausweg gefunden. Es kommt nicht zur militärischen Schreckensherrschaft. Lüttwitz tritt zurück. Die um Bauer haben gesiegt.

Aber nicht ohne Opfer.

Die Fraktionsführer haben beschlossen, daß spätestens im Juni Neuwahlen vorgenommen werden sollen, der Reichspräsident unmittelbar durch Volksentscheid gekürt

wird und daß durch eine allgemeine Amnestie die letzten Ereignisse unter den Rasen gebracht werden.

Der Beschluß wird dem Vizekanzler Schiffer vorgelegt und amtlich von ihm dem Wolff-Bureau zur Veröffentlichung übergeben.

Damit ist nun die Zwischenregierung endgültig abgetan; und „Lüttwitz' Leibgarde", die Marinebrigade Ehrhardt, in Berlin überflüssig geworden. Sie soll morgen weg. Sie und ihr Kommandeur hängen aber zusammen wie Pech und Schwefel, man kann sie voneinander nicht trennen; man muß froh sein, wenn man die Enttäuschten glimpflich los wird. Sie würden selbst gegen den Teufel vorgehen und ihn am geölten Schwanze aus der Hölle holen. Erst heute nacht haben sie gezeigt, wie rücksichtslos sie zuzupacken verstehen.

Draußen im Osten von Berlin die Pionierkaserne. Die Mannschaften wollen dem General v. Lüttwitz gehorchen, natürlich. Und für die Ordnung sind sie und gegen den Bolschewismus. Aber da sind so merkwürdige Flugblätter mit Aufrufen der Regierung Bauer-Ebert-Noske: wer Lüttwitz gehorche, sei ein Hochverräter und werde bestraft. Den Pionieren dröhnt der Schädel. Was ist Wahrheit? Kurz entschlossen entwaffnen sie ihre Offiziere, sperren sie in eine Kasernenstube ein, nachdem sie sich haben versprechen lassen, die Herren würden nicht zu entweichen versuchen, und legen sich beruhigt schlafen. Der nächste Tag wird ja wohl die Entscheidung bringen, wem man zu gehorchen habe. Arme Kerls. Arme Prätorianer.

Um 4 Uhr morgens ist die Kaserne durch ein Marineregiment umstellt. Rundum starren Minenwerfer und Maschinengewehre. Im Handumdrehen sind die Offiziere befreit, die Mannschaften entwaffnet. Die Rädelsführer werden herausgeholt, zunächst gründlich „verrollt" und dann gefangen abgeführt.

Nötigenfalls würden die Mariners bei solcher Gelegenheit auch scharf schießen. Paris ist eine Messe wert; und die Entfernung der Brigade Ehrhardt daher zum mindesten den Pakt über die Amnestie.

Der Pakt ist von den Fraktionsältesten des souveränen Parlaments abgeschlossen worden. Man sieht sie den ganzen Tag zwischen Voßstraße und Wilhelmstraße hin und her eilen. Wie Kastor und Pollux die beiden Unzertrennlichen: Heinze und Düringer. Eilig trippelnd der annoch ungekrönte König der rheinischen Republik, Trimborn, der sich fast bekreuzigt, als sich ihm unterwegs ein Vertreter des Verlages Scherl anschließen will. Südekum mit brennend heißem Gesicht unter dem dichten, nun schon ganz weißen Haar. Der alte Erzberger-Gegner und doch auch Hindenburg-Richter Gothein für die Demokraten. Und Stresemann und Hergt und noch mancher andere.

Aber Charakter verdirbt die Politik, scheinen die Vertreter der Mehrheitsparteien in diesem Gremium zu denken.

Dieselben Leute, diesmal unter Ausschluß der Rechten, verhandeln auch mit der dritten Regierung, die sich in diesen Tagen gebildet hat, dem kompakten Proletariat von Berlin. Das verlangt blutige Bestrafung aller am Putsch Beteiligten und vor allem den Kopf Jochaanans: Ludendorff soll auf der Strecke bleiben.

Ludendorff . . . .

Ich habe ihn nur einmal in diesen Tagen im Regierungsviertel gesehen. Da stand er, wie auch andere „Fremde von Distinktion", die sich zu informieren kamen, auf der Straße und sprach mit dem und jenem. Umsprungen von Photographen. Der erste, der eine gut entwickelte Platte mit Ludendorff und einem „Putschisten" beisammen nach Stuttgart liefert, darf dafür wohl jeden Preis fordern. Der General soll aber, so erzählt mir aufgeregt ein Demokrat, auch

in der Reichskanzlei selbst und im Marineamt gesessen und in die Verhandlungen eingegriffen haben. Als was? „Als geheimer Oberleiter des Putsches." Das ist leicht gesagt, schwerer bewiesen. Der erste, der die Beweise dafür nach Stuttgart brächte, wäre morgen ein vermögender Mann.

In der Tiergartenvilla in der Hitzigstraße, in der Helfferich wohnt, sprechen viele Leute vor und erzählen das Neueste. Helfferich läßt sich gern erzählen, aber er fährt nicht in die Wilhelmstraße und stellt sich dort vor die Photographen.

Er ist nicht Soldat. Er ist Politiker.

7.

Donnerstag, den 18. März.

Bei Dunkelwerden gestern ging das Geknalle in einzelnen Straßen los. Nicht alles sind scharf gezielte Schüsse. Manchmal bedeuten sie auch einfach statt eines Trompetenstoßes: Straße frei! So hat es auch die Sicherheitswehr in der Wilhelmstraße gemacht, als der letzte Regierungsakt der Leute Kapps (er selber ist an vielem Unsinn dieser Tage wohl unschuldig) in einem Augenblick ausgeführt wird, in dem die Befehlserteiler aus der Reichskanzlei schon verschwunden sind. Die „Dena" sollte ausgeräumt werden, die deutsche Nachrichtenagentur, deren Funkenmast dort zwischen Wilhelm- und Königgrätzer Straße in die Lüfte starrt; weil sie „unwahre Meldungen" verbreitet habe. Das wird denn auch gründlich besorgt. Zwei riesige Lastautos mit Maschinengewehr legen sich quer über die Straße, ein Schuß geht „peng" in die Lüfte: Straße frei! Dann stürmt die grüne Polizei hinauf, überrumpelt das einzige anwesende Tippfräulein und zerschlägt mit den Gewehrkolben sämtliche Schreibmaschinen, Vervielfältigungsapparate und die ganze Büroeinrichtung. Das ist der letzte Bärendienst, den Menschen auf Befehl der Zwischenregierung ihr geleistet haben.

Der Himmel selbst hat am Abend auch sein „Straße frei!" befohlen. Es fängt tüchtig an zu regnen. Das bedeutet in den jetzigen Zeitläuften, daß ein halbes Dutzend Menschen weniger erschossen wird, als es sonst der Fall wäre.

Aber Berlin ist durch den Regen nicht gerade verschönt. Um die Anschlagsäulen, die seit Sonnabend, den 13. März, nicht neu beklebt worden sind, hängen nasse schmutzige Fetzen. Die

Schulen sehen aus wie schlampige Frauenzimmer, die sich nächtelang herumgetrieben und nicht gewaschen haben. Ganz Berlin sieht so aus. Auf den Höfen der Mietkasernen liegt der Müll in Bergen, und aus den Armeleutsquartieren steigen üble Düfte auf.

— — — — — — — — — — — — — —

Wer „um ein Haar" gesiegt hat, nicht aus eigener Kraft, sondern um der Dummheit des Gegners willen, der stößt, wenn er zum ersten Male erleichtert aufatmen kann, ein Rachegeschrei aus.

Das haben wir an den Franzosen gesehen.

Das sehen wir jetzt an der Ebert-Regierung.

Die Regierung weigert jeder Abmachung, die in Berlin über Amnestie getroffen sei, ihre Zustimmung. Alle an der Zwischenregierung irgendwie Beteiligten sollen wegen Hochverrats vor das Reichsgericht. Ein eigens dazu eingebrachtes Sondergesetz soll die Konfiskation des Vermögens aller Helfer und Freunde ermöglichen.

So ist's recht. Als ich ein kleiner Bub war, lehrten mich alte Leute das Lied aus der Napoleonszeit, aus dem mir noch ein paar Verse haften geblieben sind:

„Ja, der Russ'
Hat uns gezeigt, wie man's machen muß:
Auf den Hacken
Immer nur Hunger und Kosacken!"

So lehrt jetzt die „alte" Regierung, die Regierung des Verfassungsbruchs, unter Bruch nun des Paktes ihrer Leute in Berlin, wie man's machen muß, um den Gegner zu erledigen. Aburteilung auf Grund von Gesetzen, die zurzeit der Straftat gar nicht bestanden, in frischer Rache improvisierten Gesetzen, die die Aburteilung erst ermöglichen. Man wird sich das für jene Zeit merken müssen, wo sich das

Blättchen einmal gewendet hat. Es wäre lediglich die Aufhebung der Amnestie nötig, dann würde der alte Hochverratsparagraph des Strafgesetzbuches für alle Scheidemänner genügen. Heute sitzen sie an der Macht, heute machen sie alle die Unvorsichtigen, die sich für die Zwischenregierung engagiert haben, vermögenslos und vogelfrei.

Bei Philippi sehen wir uns wieder.

An den Stacheldrahtgrenzen des Regierungsviertels brandet eine unruhige Menge. Heute gibt es schon Straßenredner für die Räterepublik. Es scheinen nur unabhängige und kommunistische Agitatoren da zu sein. Sie erzählen, daß die „fluchwürdige" Noske-Ebert-Regierung jetzt endlich vor dem Volke kapitulieren müsse. Die Hauptsache sei schon abgemacht: zunächst ziehe sich das gesamte Militär auf die Innenstadt innerhalb des Spreebogens zurück, dann werde die Arbeiterschaft bewaffnet als Sicherheitspolizei aufgestellt; und das neue Kabinett dürfe nicht ohne Zustimmung der organisierten Arbeiterschaft sich bilden.

„In der Verfassung steht es anders. In der Verfassung ist nur von dem parlamentarischen Zustandekommen eines Kabinetts die Rede."

„Quatsch, Verfassung. Die machen wir uns alleine, wenn das Geschäft besorgt ist und der Lausekopp, der Kapp, mit seinen Leuten im Zuchthaus sitzt."

Das sind erfrischende Debatten. Die Teilnehmer sind trefflich informierte Leute, wenigstens bringen sie alles mit solchem Brustton heraus, daß kein Widerspruch sich regen mag. Ein Mensch, der sicher nie in seinem Leben auch nur eine Börsennotiz gelesen hat, ruft: „Nur die Räterepublik kann uns wieder hochbringen. Durch die Geschichte mit Kapp ist die Mark auf 2 Pfennige gesunken. Jetzt kriegen wir keine Lebensmittel mehr!"

Jedes Wort ist natürlich gelogen. Nicht unter Kapp, sondern unter Erzberger stand die Mark am tiefsten, dazwischen hatte sie sich freilich schon etwas erholt. Mitte März muß jetzt der Dollar mit 81 Mark bezahlt werden, Ende Januar aber kostete er 103 Mark. Es hat nicht viel Zweck mehr, gegenüber den Straßenrednern das auseinanderzusetzen. Heute hat Berlin N. das Wort, und die Regierung hört mit den Händen an der Hosennaht zu.

In Stuttgart tagt das Rumpfparlament. Der Zauberlehrling Bauer, dem das tobende Wasser des Generalstreiks schon bis zum Kinn reicht, ächzt Verwünschungen gegen die Rechte. Die Demokraten in ihrem Eifer, dem Herrn zu dienen, stellen den lauten Chorus. Als angeblicher Meister aber lacht böse und schrill im Hintergrunde Scheidemann, der Schon-fast-Unabhängige. Er ist klüger, als die Kleinen, er sieht vielleicht schon den Umschwung, der heute noch unterbrochen werden konnte, zur Wahrheit werden. Nur das vereinigte Proletariat der Sozialdemokraten und Unabhängigen und Kommunisten könne diese Entwicklung aufhalten oder müsse gemeinsam sich auf die Minderheitsrolle in der Opposition vorbereiten.

Für beide Möglichkeiten bietet Scheidemann sich als Heerführer an.

Zunächst müsse unter allen Umständen Noske, die verhaßte Ordnungsbestie mit ihrem Schießerlaß, fallen; dann müsse man weit die Arme öffnen und das gesamte Proletariat bewaffnen; ihm gebühre das letzte Wort auch bei der Neuordnung der Regierung im Reiche.

In Rheinland-Westfalen haust derweil eine rote Armee ärger als die Landsknechte des Dreißigjährigen Krieges. Das sind die unbewußten Werber für den Umschwung der unter den republikanischen Zuständen allmählig verzweifelnden Volksseele.

— — — — — — — — — — — — — —

Auf der Wilhelmstraße und dem Wilhelmsplatz ordnet sich die Marinebrigade Ehrhardt zum Rückzug.

Die Stimmung bei so etwas kennen wir aus dem Felde.

Aber Kapitän Ehrhardt hat noch ein paar gute Worte gesagt. Zum 3. Marineregiment. Für die Leute ist das eine herausgeklungen, daß er sie nicht verlasse. Da sind sie schon zufrieden.

Sie sollten eigentlich „sofort" entwaffnet werden. Lüttwitz' Nachfolger, General v. Seeckt, hat aber erklärt, wenn man das tue — bitte sehr — dann beraube man sich der diszipliniertesten Truppe, die wir zurzeit überhaupt hätten. Mit dieser Marinebrigade könne man wirklich den Teufel aus der Hölle holen. Oder Rheinland-Westfalen wiedererobern.

„Gott befohlen, Hans. Ich glaube, man wird euch noch brauchen. Wenn der Alte Fritz einem Regiment die Litzen genommen hatte, schickte er es in die wildeste Schlacht, damit es sie sich wieder holen könne. Die Republik kann nur dasselbe machen, wenn sie klug ist."

Das Sturmbataillon Rohr löst die Marinebrigade im Regierungsviertel ab.

Tschingtara. Die Marineflagge weht. Die Brigade schwenkt Unter den Linden zum Brandenburger Tore ein. Vor Adlon steht ein Haufe von Schiebern, untermischt mit schlichten Leuten aus dem Volk. Verwünschungen, Schimpfworte, die Menge bricht gegen das Ende der Marschkolonne vor. Zum „Entwaffnen" gehören aber zwei. Die Leute von der Marinebrigade lassen sich nicht so leicht entern. Ein paar scharfe Schüsse. Etliche Menschen stürzen. Die Schieber verschwinden schreiend im Hotel.

Die sieben Manövertage sind herum. Das ganze Manöver war falsch angelegt. Aber diese Einzeltruppe hat sich soldatisch von ihrer besten Seite gezeigt.

Nur läßt sich die Politik nicht in Form einer Brigadeübung meistern. Wenn es bei dem ganzen Putsch sozusagen einen Chef der Aufmarschabteilung gegeben hat, so hat er seine Sache gut gemacht; die Mobilmachung der gesamten Reichswehr hat geklappt, die Verbindung mit allen beteiligten Offizieren war gut, das Netz über Deutschland hielt. Es riß erst, als es sich erwies, daß die Politiker nicht ebenso sorgfältig ihren Aufmarsch vorbereitet hatten wie die Militärs. Es gibt da Imponderabilien, die trotzdem gewichtiger sind als schwere Maschinengewehre und Minenwerfer. Wer das Reich ohne Politik retten will, der kann doch nur die Militärdiktatur meinen, muß dann aber von vornherein auch ihre Mittel bis zum äußersten einsetzen. Auf dem verfassungsmäßigen Wege sind trotz bester Absicht auch Ehrhardt und die Seinen nicht geblieben.

Wir aber glauben, daß das deutsche Volk nicht gerettet zu werden braucht, sondern sich selber retten muß. Der Umschwung der Geister ist nötig. Der kommt wie in der Franzosenzeit unserer Urgroßväter mit der Not; und die Not unter den Wirkungen der Scheidemann-Erzberger-Ära ist Schicksal für uns und ist unausweichlich.

Pressestimmen:

Hamburger Korrespondent, Hamburg: Ein Buch, das sich wie ein Roman liest und das doch „nur" Zeitgeschichte erzählt. Das Buch ist allen zu empfehlen.

Süddeutsche Zeitung, Stuttgart: Was in unserer wirren Zeit mit Kinematographengeschwindigkeit an uns vorüberflimmert, das ist in diesem Buche festgehalten: mit dem Auge eines Künstlers, mit dem Ernst eines Historikers von großem nationalem Wurf, mit der Feder eines Menschen von erlesenster Kultur.

Der Tag, Berlin: Auf der Tribüne des Weimarer Nationaltheaters saß unter vielen Berichterstattern auch ein Darsteller; so erhob er Stück um Stück die Berichterstattung und die politische Fehdeführung zum Range der Kunst. Das Buch wird heute jeden lebendigen Deutschen erfreuen, erbittern, reizen und erheitern und künftig jedem Betrachter dieser Zeit unentbehrlich sein. Es ist das subjektivste Buch, das sich denken läßt, und wird dennoch durch die Kunst des Sehens und Zeichnens gültiges Dokument. (Friedrich Hussong.)

General-Anzeiger, Bonn: Ein Buch des Hasses und ein Buch der Liebe; des leidenschaftlichen Hasses gegen alles, was in Deutschland seit dem 9. November geworden ist, der Liebe zu dem, was vorher war. Der Haß ist vielleicht ein noch größerer Ansporn zur Kunst als die Liebe, und darum ist vom Standpunkt der Literatur das Buch über Weimar ein Meisterwerk geworden.

Deutsche Zeitung, Berlin: Darum kann ich jedem Deutschen, dem um die mit tausend Schleiern der Lüge von oben verhüllte Wahrheit bangt, nur dringend raten, sich dies zeitgeschichtlich bedeutsame Buch zu beschaffen. Nur wer der Wahrheit mutig ins Auge sieht — und dies Buch ist Wahrheit — wird vom Ernst der nächsten Zukunft nicht überrascht werden. (Abg. v. Graefe.)

Altonaer Nachrichten, Altona: Das Buch ist ein Musterbeispiel dafür, daß auch in der Welt des Journalismus der Stoff nichts ist und alles das künstlerische Temperament, durch dessen Auge die Welt geschaut wird. Daß aber all das, die fortlaufende tägliche Kleinmalerei, im ganzen ein großer Wurf geworden ist, das dankt man dem Politiker im Verfasser, der seinen festen Kurs gegangen ist.

Schwäbische Tageszeitung, Stuttgart: Das Werk kann mit Fug und Recht als das beste Geschichtsbuch über die Entstehung unserer deutschen Republik bezeichnet werden.

Monatsrundschau, Berlin: Auch die eifrigsten Anhänger der Linksparteien werden dieses Buch nicht übersehen können. Es hat ihnen etwas zu sagen, trotz aller Schärfe, mit der es sie bekämpft. Ein Buch, das ernsthafte Politiker gelesen haben m ü s s e n.

Göttinger Tageblatt, Göttingen: Wir haben hier eine Chronik des Kinderjahres unserer Republik, in der wir immer wieder nachschlagen können, wenn wir über irgend etwas aus dieser Zeit Bescheid suchen.

Grazer Tageblatt, Graz: Wie es kam, sagt uns das Buch; wie Erzberger allmächtig wurde, wie die deutsche Flotte dahinging, wie Schwarz-Rot-Gold entstand, wie die Revolutionsgewinnler in Weimar hausten, wie die Steuern aufgepackt wurden, wie die deutschen Demokraten der Republik sich angelobten, wie das Rheinland zu splittern begann, wie Noske den Haase berannte, wie Ebert schwor und was jede einzelne Partei versprach.

Freiberger Anzeiger, Freiberg: Für jeden, der sich von dem Wirken der Nationalversammlung und der Mitglieder dieses „Hohen Hauses" ein möglichst umfassendes Bild machen will, ist dieses bedeutsame Werk unentbehrlich; es sollte in keiner Bibliothek wahrheitssuchender Deutscher fehlen.

Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung, Leipzig: Wer sich an Weimar müde gelesen hat und es zuletzt gar nicht mehr lesen konnte, der nehme dies Buch zur Hand: hier wird keiner müde. Wir haben damit ein wertvolles historisches Dokument von Deutschlands Schmach und Elend unter dem Zeichen der Revolution, das gleichwohl nicht pessimistisch stimmt, weil es ein Mann geschrieben hat.

Lübeckischer Anzeiger, Lübeck: Ein vielumstrittenes, bedeutendes Buch. Ein Spiegel wird den Führern der neuen Zeit vorgehalten, in dem sie und ihre Anhänger mit Schrecken ihre Unzulänglichkeit und die bis ins Lächerliche gehende Hilflosigkeit und Überhebung erblicken.

Akademische Blätter, Berlin: Es gibt wenig Bücher, die politisch und national so aufrüttelnd wirken, wie dieses, das nicht nur mit dem schweren Geschütz feierlicher Leitaufsätze, sondern mit allen Waffen dem Gegner zu Leibe geht, auch der wirksamsten, der politischen Satire in ihrer flüssigen, eleganten Art.

Nationalliberale Korrespondenz, Berlin: Dieses Licht überstrahlt alles andere. Wer es in seiner ganzen Wärme und Stärke kennenlernen will, der lese die Kapitel, die sich um das Schachergeschäft des Friedens im Juni 1919 gruppieren. Er wird wie von einer vaterländischen Predigt berührt sein.

Elbinger Zeitung, Elbing: Ein geradezu Shakespearescher Humor phosphoresziert in den Zeilen; mitten in diesen Reden an die deutsche Nation voll ragender Größe, mitten in diesen Worten eines Richters und Propheten knistert es von einem Sarkasmus, der die Betroffenen durch Lächerlichkeit tötet.

Deutsches Offizierblatt, Berlin: Wes das Herz voll ist, des geht dem dankbar Besprechenden der Mund über: welche Beobachtungsgabe, welche auserlesene Fähigkeit, Personen plastisch vor unser geistiges Auge zu stellen und Zustände zu schildern!



